

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

79 (2.4.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 24

## Für unsere Frauen.

### Ein Feind der Hausfrau.

1. Der Beginn der wärmeren Jahreszeit begünstigt die Enttötung und Vermehrung der Hausmotten, dieser Schädlinge, die zum Entsetzen aller Beteiligten Pelzwerk, wollene Tücher, Kleider und Uebergardinen zerknüllen, wenn ihren Verheerungen nicht Einhalt getan wird und die deswegen mit Recht gefürchtet und gehaßt werden. Man sieht mitunter aber auch im Winter Motten herumfliegen, überhaupt gibt es keine Jahreszeit, in der man vor ihnen sicher wäre. Was sollen wir nun dagegen tun?

Es gibt verschiedene Mittel: aber, um sie richtig anzuwenden zu können, muß vorher jedoch einiges über die Natur und die Lebensgewohnheiten der Motten gesagt werden. Wie wenig man im allgemeinen darüber unterrichtet ist, beweist wohl zur Genüge, daß man meist den fliegenden Schmetterlingen — in diese Insektenfamilie gehören nämlich die Motten — als den Uebelthäter ansieht, der in schlecht verwahrten Pelzen fahle Stellen erzeugt und lange nicht bewässerten und gelüfteten wollenen Tüchern mitunter das Aussehen eines grobkörnigen Siebes verleiht. Dazu sind jedoch die ausgebildeten Schmetterlinge wegen ihrer stark verkümmerten Mundwerkzeuge gar nicht imstande, sondern nur die Raupen oder die Larven. Daß man jedoch auf die fliegende Tiere Jagd macht, ist durchaus am Platze, da sie ja die Eier legen, aus denen jene Vermüster hervorgehen.

Die Motten oder Schaben sind kleine, oft winzige Falter von sehr mannigfachen und zierlichem Bau, mit borstenförmigen Füßlern, durchweg sehr stark entwidelt und besonders dicht, buschig beschuppten Rippenstäben, schmalen, gewöhnlich zugespitzten und langgestreckten Flügeln, die nicht selten eine wunderbar feine Zeichnung und ganz entzückende Färbung aufweisen. Es gibt zahlreiche Arten dieser Familie, wie z. B. Apfel- und Getreide- und Kornmotten, Kelmotten, Kleidermotten, Nimmelmotten, Lärchenmotten und die von den Insekten gefürchteten Wachsmotten, deren Larven die Waben zerstören. Wir werden uns hier jedoch nur auf die verbreitetsten der in unseren Häusern zu findenden Motten beschränken. Was den deutschen Namen betrifft, so mag dahin gestellt bleiben, ob das Wort „Motte“ von „mähen“ herkommt, wie manche annehmen; unmittelbar aber weist die gleichfalls gebräuchliche Bezeichnung „Schabe“ darauf hin, daß das Tier wie ein schabendes Werkzeug arbeitet. In der Tat geben auch die Raupen oder Larven der Pelz- oder Kleidermotten so zu Werke, wie eine Sense auf dem Getreidefeld oder das vom Tischler gehandhabte Schabeisen. Aus abgenagten Stücken der Woll- oder Tierhaare oder der sonstigen Nahrungsmittel fertigen die kleinen, sechzehnfüßigen Raupen sich ein kunstvolles Gespinnst, das sie wie in Säcken umgibt und das sie, wie die Schnecke ihr Haus, mit sich herumtragen. Wenn es ihnen zu eng wird, so trennen sie es auf und erweitern es durch Ansehen neuer Stücke. In dieser Höhle entpuppen sie sich auch. Raupen wie Schmetterlinge verstecken sich mit Vorliebe in Falten oder suchen sonstige verdunkelte Stellen auf. Dagegen fliegen die Schmetterlinge abends gerne nach Lampen- oder Kerzenlicht. Namentlich die kleinen Weibchen gelangen durch die kleinsten Oeffnungen bis in die verborgensten Winkel. Da sie ihre Hinterleibspitze weit herausstrecken können, ermöglicht ihnen ihre Eier in die feinsten Ritzen und Spalten zu schieben.

Auf welche Weise vermag man nun im Haushalt wolle Stoffe, Kleiderschränke, Polstermöbel und Klaviere von diesen Plagegeistern mit Aussicht auf Erfolg zu schützen? Die abends gegen das Licht flatternden Motten zu fangen, das ist natürlich zweckmäßig, aber nicht leicht, da erfahrungsgemäß die flatternden Tiere sehr gewandt dem Jäger zu entweichen — und sich dann unsichtbar zu machen verstehen. Ganz bestimmt wird manchen Tieren gelingen, einen Schlupfwinkel zu erreichen, in dem sie ihre Eier ablegen können. Klebrigem Kleben und Wenden, Wirteln, Klopfen und Schütteln ist ein besonders zu empfehlendes Schutzmittel; die locker sitzenden Eier werden dabei meist herausfallen, fester Klebende und ebenso die ziemlich fest an ihrer Unterlage haftenden Gespinnstfäden,

worin die Larven sich verkuppen, können dagegen nur durch sorgfältiges Absuchen und Abreiben mit den Händen entdeckt und entfernt werden. Außerdem sind — namentlich bei Möbeln — die betreffenden Stellen so verdeckt, daß man schwer zu ihnen gelangt.

Vielfach empfohlen wird ein Zusatz von frisch aufblühtem und dann rasch getrocknetem Hanf zum Polsterungsmaterial (Seegras, Koffhaaer und dergleichen). Auch sollen lose auf einander liegende oder eingepackte Wollstoffe, Kleider und Pelzwerk durch Einlegen getrockneter Teile der Hanfpflanze angeblich geschützt werden. Andere empfehlen den sogenannten Mottenkönig, eine Pflanze aus der Familie der Lippenblütler vom Kap, als mottenscheuende Zimmerpflanze zu kultivieren oder das Einlegen des Sumpfporkes in Kleiderschränke. Vielfach üblich ist ferner die Anwendung von Kampfer, Tabak und Naphthalin oder von Insektenpulver, doch darf man auf alle diese Mittel gar nicht zu fest bauen; wenn sie bei der einen Gattung der Motten wirken, so ist dies darum noch lange nicht bei allen der Fall. Es ist eine Tatsache, daß die Mottenbrut bei Herstellung von Polstermöbeln vielfach bereits im Polstermaterial oder in den zum Fassonüberzuge benutzten Stoffen steckt, mit in die Möbel hinein verarbeitet und so in die Wohnungen eingeschleppt wird. Um nun das Zerstörungswerk der sich entwickelnden Brut zu verhindern, die vorhandenen Motten zu töten und deren Neuanfiedlung zu verhüten, soll man diese Dinge mit einer Mischung von Schwefel, Styraz, Thymol, Naphthalin, Alkohol und Schwefelkohlenstoff oder einer oder mehrerer dieser Substanzen durchdrängen und hierauf die so imprägnierten Materialien mit einer Lösung von Bernsteinsäure und Kautschuk in Schwefelkohlenstoff überziehen. Es verbindet sich nämlich in dieser Lösung die Bernsteinsäure mit dem Kohlenstoff zu einem dichten Überzug, der Poren und Gewebemachen der Materialien völlig abschließt und dadurch die Neuanfiedlung von Mottenbrut ganz unmöglich macht.

Dies Verfahren kann aber in unserm Haushalt selbstverständlich nicht in Betracht kommen, ganz abgesehen davon, daß manche der genannten Stoffe, wie z. B. das Naphthalin (Steinohlenteerlampen) schon durch den bloßen Geruch bei besonders empfindlichen Personen Gesundheitsstörungen hervorzurufen vermögen. Das wirksamste Mittel ist offenbar, den Motten die Annäherung an Wollstoffe, Pelzwerk usw. überhaupt unmöglich zu machen. Der erfahrene Insektenforscher F. S. Zohre empfiehlt zu diesem Zwecke das gleiche Mittel, das er zur Sicherung von Fleisch, Wildbret usw. vor den Fleischmaden, der Brut unserer Schweißfliegen, den Hausfrauen anrät. Um die Motten oder Schaben fernzuhalten, soll man auf die ganze Gipsapotheke und alle starkriechenden Stoffe bezichtigen und diese vielmehr einfach durch Zeitungen von geeignetem Format ersetzen. „Das zu schützende Stück wird sorgfältig in eine Zeitung eingepackt, deren Ränder man doppelt zusammenfalzt und gut mit Nadeln feststeckt. Wenn der Verschluss wirklich sicher ist, werden die Motten niemals hineingelangen.“ Natürlich muß man sich in allen Fällen zuvor durch sorgfältige Untersuchung vergewissern, daß in den betreffenden Stoffen und Materialien keinerlei Mottenbrut versteckt ist; wenn solche entdeckt wird, so ist sie vorher von Grund aus zu vertilgen. Bei Beginn der wärmeren Jahreszeit Kleider in große Papierjüde zu stecken, aufzubewahrende Stoffe in Zeitungen einzuschlagen, ist ein sicherer Schutz, vorausgesetzt, daß sich keine noch so kleine Oeffnung darin befindet, durch die das Mottenweibchen seine kleine Legeöhre zwängen kann. Wenn sich Polstermöbel in gleicher Weise völlig einhüllen lassen, so sind sie gleichfalls gesichert; der Geruch der Druckerwärme spielt dabei gar keine Rolle; auch die altbekannte, innen mit Blech ausgelegene Mottenkiste, in die man alte Kleider und Stoffe hineinpackt, die bis zum Winter aufgehoben werden sollen, bietet völli gen Schutz, wenn man vorfichtshalber auch ihre Ritzen und Fugen mit Papier zullebt. Es ist unnötig, dann noch Insektenpulver hineinzustreuen, das übrigens nicht durch seinen Geruch die Motten abschreckt, wie man meist annimmt, sondern ihnen durch die nur mikroskopisch wahrnehmbaren Widerhaken verhängnisvoll wird, mit denen jene feinen Blütenstäubchen, aus denen das echte Pulver besteht, versehen sind. Diese setzen sich in die Atmungsorgane der Motte fest und rufen dort Entzündungen hervor, an denen das Tierchen zuletzt erstickt.

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 24.

Karlsruhe, Dienstag den 2. April 1912.

32. Jahrgang.

### Inhalt der Nr. 24:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! — Mein Rock und meine Richtung. — Wann der silberne Mond . . . — Allerlei. — Literatur. — Für unsere Frauen.

## Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Freiheit, wer liebt dich nicht?  
Wer wär' so vernessen, daß er dein je vergäße?  
Er müßte sich schämen, tief, in innerster Seele,  
Nüßte sich selber fliehen  
Und, aus der Menschen Kreis,  
Sich im Dunkel verbergen ewiger Nacht.  
Gleichheit, dich kann ich nur lieben,  
Wer aus der Knechtschaft wann sich mutig befreit  
Nie vergessend, daß ein Sklave er war,  
Stets danach strebend: Frei  
Unter Freien zu sein!  
Läte ers nicht: Verachten müßt' er sich selbst!  
Brüderlichkeit, wer möchte deiner  
Entzaten, der weiß, daß nie vollkommen der Mensch ist.  
Damit nicht leichtsinnig man den Bruder verlese,  
Zimmer der Worte gedenkend:  
Daß der Einzelne nichts ist,  
Die Menschheit: alles: Als einig Volk von Brüdern!

August Freundenthal.

MEIN ROCK UND MEINE RICHTUNG.

## Mein Rock und meine Richtung.

(4 Wochen Vizepräsident.)

In der Parteipresse lesen wir die folgende humorvolle Schilderung des Genossen Scheidemann über seine verflissene Vizepräsidentenherlichkeit:

Zu einem halbwegs anständigen Karitätentabinet habe ich allezeit die unentbehrlichsten Utensilien beisammen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß ich im stillen schon daran denke, dem Castanschen Panoptikum Konkurrenz zu machen. Nein, wirklich nicht. Wenigstens vorläufig noch nicht. Ich binde mir aber auf keinen Fall die Hände für alle Zukunft.

Zunächst habe ich eine reichhaltige Autographensammlung. Ich besaß im Laufe weniger Wochen, an die ich mit Vergnügen zurückdenke, allerlei Zuschriften. Man hat mich beglückwünscht und verflucht. Einer hat mir geschrieben, daß ich und alle Juden aufgehängt werden müßten. Der Jüngling hat auch mich für einen Juden gehalten. Einige offenbar fränkliche Menschen, denen ich von ganzem Herzen gute Besserung wünsche, haben Gedichte auf mich gemacht. Das hat mir sehr wehe getan. Allen anderen, die die Verse lesen, wird es nicht besser gehen. Am freundlichsten hat es offenbar eine junge Dame mit mir gemeint: ich sollte ihr eine Locke schenken, dann wollte sie mir auch gefällig sein. „Ich bin wirklich nicht so“, schrieb sie und nannte sich „Mädchen von Bayern“. Da ich weiß, daß es kein Mädchen ohne Dörnchen gibt — ich bin verheiratet —, so suchte ich das bayerische Mädchen zu vergessen und kaufte mir ein (ige) Glas Siedchen. Die stammen ja auch aus Bayern und haben keine Dornen.

Dann erhielt ich aus Sachsen eine reizende Ballonmütze mit einer Aufschrift, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie wirklich für mich extra angefertigt worden war. Aus Stargard in Pommern schickte mir einer aus der zahlreichen Familie der Schulzen einen feuerroten Zylinder, der, vom Portier getragen, vor jedem Panoptikum, Flohmarkt oder ähnlichen Kunst- oder wissenschaftlichen Instituten, berechtigtes Aufsehen machen müßte. Inmitten meiner Karitäten nimmt er sich ein wenig zu prächtig an.

Der Clou meiner Sammlung ist unbestreitbar mein Behrod. Ich werde ihn von nun ab wirklich nur noch

ausnahmsweise bei ganz besonderen Anlässen tragen. Er hat auf alle, die ihn gesehen haben, jedenfalls erheblichen Eindruck gemacht. Freilich gingen die von ihm gegebenen Beschreibungen einigermassen auseinander. Der eine sah, dert ihn als einen neuaufgebürsteten altmodischen Rock aus Urgroßvaters Zeiten. Ein anderer hat ihn gesehen als einfachen modernen bürgerlichen Rock. Wieder ein anderer schwur seinen Besern hoch und heilig, ich hätte mich in dem guttühenden Behrod recht stattlich ausgenommen. Das hat mir sehr wohl getan und triumphierend habe ich es meiner Frau gezeigt. Dann hieß es, ich hätte mich in einem Rock vorgestellt, der dem besten Schneidermeister Berlins alle Ehre machen würde. Und endlich schrieb die Zentrumspresse unter Hinweis auf meinen Rock, daß niemals ein millionenschwerer Graf so elegant dagelesen hätte, wie ich in dem kostbaren, wie wir gesehen haben, „altmodischen“, „modernen“, „neuaufgebürsteten“ Rock.

Daß ein solcher Rock, der überdies in mindestens einem Duzend tiefempfundener Gedächtnisbelegungen worden ist, seinen Wert für jede Karitätentube hat, wird niemand ernsthaft bestreiten wollen.

Dann kommt mein blütenweißes Hemd als Hauptstück in Betracht. Aber vielleicht ist es besser, von dem Hemde vorläufig zu schweigen. Ich brauche ja schließlich meine Geschäftsgeheimnisse nicht zu verraten. Im Vertrauen gesagt: Das Hemd war gar nicht weiß, sondern zart bläulich mit schwarzen Punkten besetzt.

Bedauerlich ist es auf jeden Fall, daß ich meine politische „Richtung“ nicht so ausstellen kann, wie sie geschildert worden ist. Das gäbe eine Zugnummer ersten Ranges. Einer hat behauptet, daß ich in dieser Beziehung eigentlich ein unbeschriebenes Blatt sei. Herr Wassermann hat sein großes Ehrenwort dafür versandt, daß er mich für einen gemäßigten Revisionisten gehalten habe, von dem er hätte annehmen dürfen, daß er mit Wonne ein Kaiserhoch ausbringen werde.

Ein anderer schrieb, ich sei ein bekannter Revisionist, stände aber nicht ganz rechts. Wohlwollend beurteilte mich ein Zentralist als eine veröhnliche Natur. Einer dekretierte: er ist ein gemäßigter Radikaler, von der Couleur Wollensbuhr. Wieder ein anderer wußte es noch besser: ich sei ein „hartnäckiger“ Genosse, aber doch ein bekannter Radikaler. Eine andere Lesart: er ist einer der „schärfsten“ Sozialdemokraten.

Am besten kannten mich diejenigen politischen Naturforscher, die den Herren Spahn und Heydebrand am nächsten stehen: „er ist einer der radikalsten Genossen“, der „ruppigsten einer unter seinesgleichen“, ein „knallroter Majestätsbeleidiger“, dieser „gräßliche Genosse“.

Wie meinen Rock, so hat man auch meine „Richtung“ mit geradegu photograbischer Naturwahrheit geschildert — oh, die Herren kennen mich sehr genau und sie haben mich sorgsam studiert, bevor sie die Federn in die Tinte tauchten. Das beweisen auch die Schilderungen meiner Haartracht. Ich bitte meine näheren Freunde, nicht so niederträchtig zu lachen!

Einer, der mir gewiß sehr gut gemeint ist, hat geschrieben, daß ich stets sorgsam frisiert sei. Ein anderer hat erzählt, daß ich mein blondes Haar geschneitelt trage. Einer, der mich offenbar schon in der Nähe gesehen hatte, der mir aber nicht wehe tun wollte, schrieb: ich hätte einen „etwas gelichteten Scheitel“. Das kann ich nun freilich nicht bestreiten: der Scheitel ist etwas gelichtet. Deshalb macht es mir auch einige Schwierigkeiten, den Scheitel immer richtig in die Mitte zu kämmen.

Aber dieser Scheitel gehört ja, streng genommen, nicht zu den Karitäten. Ich werde als Ersatzstücke für ihn meiner Sammlung die fünf verschiedenen Röschchen, die mir junge Damen im besten Mannesalter „aus Liebe“ zugesandt haben, einberleiben . . .

der Außenwelt. Konnte er jemand einen Liebesdienst erweisen, so tat er es von Herzen gerne. Ein jeder mußte ihn deshalb lieb gewinnen, selbst die Aufseher verziehen ihm kleine Verflöße gegen die strenge Hausordnung.

Diesem guten Menschen deutete ich an, wie glücklich mich der Besitz von etwas Schreibmaterial machen würde. Schon nach etlichen Wochen konnte er mir solches freudestrahlend zusteden. Aber wie sollte ich das selbe aufbewahren? Eine neue Sorge. Doch die Not macht erfindertisch. Ueber meinem Kellensfensterchen macht der Mauerfortsatz einen kaum merklichen Bogen. Wenn ich mich nun mit der einen Hand an den Gitterstäben hochzog, konnte ich festhalten und die rechte Hand in diesen Spalt hineinschieben. Hier war es vor den scharfen Späherblicken der Wärter geborgen. Wenn ich mich in den Abendstunden für Augenblicke unbeobachtet glaube, hole ich es hervor und schreibe einige Zeilen über mein trauriges Los. Das verschafft mir wieder für längere Zeit innere Verhöhnung, zudem mein Freund, der Lehrer, mir versprach, diese Aufzeichnung bei seiner Freilassung mit hinauszuschmuggeln.

Eine Sommernacht war es, eine jener schönen, lauen, welche die Menschen noch vor dem Schlafengehen ein wenig ins Freie lockt. Auch ich spazierte noch am Hafen entlang, besah die Schiffe und sah dem Spiel der Meereswellen zu. Kollegen rissen mich aus meinen Träumen und überredeten mich, mit ihnen zu gehen. Wir traten in eine Schenke ein. Ein alter Freund, der jahrelang abwesend war und eine größere Summe Geldes mitbrachte, war sehr splendid. Ich war im allgemeinen dem Wirtshausleben sehr abgeneigt, aber heute, nach des Tages Sike und dem stetigen Zureden der Freunde ging ich doch über das übliche Maß hinaus. Es war Mitternacht vorüber, als wir uns trennten. Wir hatten keine sonderliche Gile, denn der kommende Tag war ja ein Sonntag. Kaum aber hatte ich die Straße betreten, als mir absonderlich wirr im Kopfe wurde. In den Schläfen tobte es, wie lautes Hämmern und um die Stirne spannte es sich, wie eine eiserne Klammer. So war an keinen Schlaf zu denken, weshalb ich beschloß, noch etwas im Freien zu verweilen. Halb wie im Traume wandelte ich dahin, eine bleierne Müdigkeit legte sich auf die Glieder. Zeit, Gegenstände, Menschen, alles zog an mir vorüber, wie an einem Schlaftrunkenen.

Eine kühlere Luft strich mir jetzt über das erhitzte Gesicht. Hieran merkte ich, daß ich ins Freie gekommen sein mußte. Jetzt wurde es in meinem Kopfe auch ein wenig klarer, jedoch ich meine Umgebung einigermaßen erkennen konnte. Schwarze Gewitterwolken jagten am Himmel hin. Ich und zu blinke das Mondlicht für Momente auf die stille nächtliche Gegend herab. Ich war weitab vom Stadtgebiete gekommen, denn hier brannte keine einzige Gaslaterne mehr. Vor mir lag der Friedhof, über die Mauer hinweg ragten die weißen Marmorkreuze. Die Lebensbäume auf den Gräbern hoben sich wie Silhouetten von der fahlen Beleuchtung ab. Eine eigenartige Beklemmung schnürte mir die Brust zusammen. Mir war es, als ob mir etwas Unvorhergesehenes, etwas Entsetzliches begegnen müßte. Fröstelnd kehrte ich um.

Kaum jedoch hatte ich einige Schritte gegen die Stadt zu gemacht, als ich in der Dunkelheit über einen Gegenstand strauchelte und darüber hinfiel. Mühsam versuchte ich, mich wieder aufzurichten, da trat auch das Mondlicht hinter den Wolken hervor und beleuchtete meine grauenhafte Lage. Ich war über eine Leiche gestürzt. Ein weiblicher Körper lag in einer großen Blutlache quer über die Straße hinweg. Den Umständen nach mußte hier ein verzeifelter Kampf stattgefunden haben. Das aufgelöste zerzauste Haar hing mir in das geisterbleiche Gesicht. Der Mund war weit geöffnet, als wollten die Lippen dem geflohenen Mörder einen letzten Fluch nachsenden. Durchbohrend blickten mich die starren Augen an. Nur eine Sekunde betrachtete ich dieses furchtbare Bild und doch grub sich mir jede Einzelheit tief ins Gedächtnis ein. Mein Gesicht, meine Hände, meine Kleidung, alles war über und über mit dem Blute der Ermordeten bedeckt. Um einen Mord nur konnte es sich handeln, denn neben der Leiche lag ein langes Dolchmesser, wie es Matrosen und Schiffsleute zu tragen pflegen. Mit einem Aufschrei stürzte ich über der leblosen Gestalt zusammen. Wie lange ich wohl beinnungslos dazuliegen hatte, weiß ich nicht anzugeben. (Schluß folgt.)

### Ein Arbeiterleben.

Zimmer tiefer sucht die Forderung in das Leben unserer Arbeiter einzudringen. Man hat es mit allgemeinen Statistiken versucht, man hat Einzelbarstellungen von Industrien und ihrer Arbeiter veröffentlicht, man hat einzelne Industrieorte geschildert, aber man vermochte bei diesen Arbeiten doch nie Allgemeinheiten zu vermeiden, man empfand wieder, daß eine ganze Reihe von Lebenserscheinungen doch unbekannt blieb, weil sie durch die Statistik nicht erfasst werden können. Wir müssen den Arbeiter und die Arbeiterin von der Wiege bis zum Grab verfolgen, wir streben darnach, alle Wirkungen des Lebens auf sie, alle Abwehrmöglichkeiten gegen das Unheil, das ihnen feindlich gegenübertritt, zu erkennen, um den Arbeiter wirklich ganz zu erfassen. Und das ist möglich geworden durch die Lebensschilderungen der Arbeiter selbst, wie wir sie in der trefflichen Jugendgeschichte einer Arbeiterin von Adelheid Popp kennen, wie sie uns nun in einem ebenbürtigen Buch von Ferdinand Hanusch vorgelegt werden. Lazarus, eine Jugendgeschichte, heißt das neueste Buch des Abgeordneten Ferdinand Hanusch, eines der genauesten Kenner des Arbeiterlebens. Er ist einer von denen, die nicht ihrer Arbeiter entwidern sind, die aber innerhalb ihrer Klasse aus tieferer Unterdrückung zu höchsten Leistungsfähigkeit gelangen, die in der ersten Reihe der kämpfenden Arbeiter stehen, um dem Proletariat seine Befreiung zu erkämpfen. Kaum einer war so geeignet wie Ferdinand Hanusch, das Leben des Arbeiters, des gedrückten Textilarbeiters, zu schildern, daß er gleichzeitig das Leben seiner Klasse darstellt, mit all der Not, der Bedrückung, mit all der Kraft, sich zu wehren mit all dem Willen, als einzelner für die Gesamtheit zu streiten, mit dem kraftvollen Streben, die Gesamtheit zusammenzuführen, damit sie dem einzelnen auch Freiheit und Brot schaffe.

Während und gleichzeitig aufreizend schildert Hanusch, wie das Proletariat Lazarus auf die Welt kommt, der erste Schulschritt und der erste Kirchgang werden dargestellt. Wie die Revolutionierung der Technik das Leben des Arbeiters erschüttert, wie die Schulenklassung auf den jungen Proletarier wirkt, wie er als Arbeiter in die große Gemeinschaft tritt, wird uns erzählt. Wir erleben einen Unfall mit, unsere Zähne knirschen, wenn wir vom Hochmut des Unternehmers gegen den Arbeiter hören, wir erleben mit, wie die Veranmlung zum erstenmal auf den Arbeiter wirkt und wie der Terrorismus des Unternehmers den Arbeiter schrecken soll. Aber wir hören auch vom Kartenspiel und von der Alkoholvirkung und eine Liebesgeschichte webt sich durch das rauhe Geslecht der Erzählung. Auch hören wir, daß der Arbeiter seine Heimat verläßt, daß er zum Berufswechsel genötigt wird, daß er das Opfer des österreichischen Schulwesens wird, aber auch von der ersten Maifeier. All das und vieles andere lesen wir in dieser schlichten und doch so eindringlichen Erzählung, die nicht lehrreich sein will und doch voller Lehren ist. Zum gewaltigen Gemälde wird die Lebensgeschichte des modernen Lazarus, obgleich es nur ein es armen Menschleins Schicksalsgang ist. Zimmer wieder erfasst uns das Gefühl, was des einen Schicksal ist, ist die Geschichte, ist das Leben, ist das Elend und die Unterdrückung, es ist aber auch das Streben nach Befreiung von Hunderttausenden, von Millionen Arbeitsbrüdern und Arbeitschwestern.

Und deshalb ist dieses Buch eine Tat, deshalb wird es zur Erkenntnis der heutigen Zustände beitragen, deshalb sollte es kampfesfreudige, das Elend überwindende, zum Sozialismus sich durchdringende Leser und Freunde — hoffentlich auch recht viele in unserm Bezirke — finden. Das Buch ist in 15 Lieferungen zu je 12 S. erhältlich; komplett broschiert kostet das Buch 1,80 Kr., gebunden 2,40 Kr., Porto 20 S. (Bestellungen nimmt die Buchhandlung unserer Partei entgegen.)

### Die Tragödie der Hoffschauspielerin.

Gera, die liebliche Haupt- und Residenzstadt von Neuch J., hat ihre Sensation: Kurz und kalt meldet der Telegraph, daß die Hoffschauspielerin Paula Naumann in Gera sich erschossen habe. Motiv: Unglückliche Liebe.

Ein Dukenfall also, wird man annehmen. Doch weit gefehlt! Denn gerade diese Geraer Tragödie enthält eine Reihe besonderer Momente, legt soziale Schäden schwerer Art bloß, sodaß sie auch in weiteren Kreisen neben dem natürlichsten Mitgefühl lebhaftes allgemeines Interesse erwecken muß.

In dieser aufstrebenden, industriereichen „Meinen Residenz“ herrscht ein außerordentlich reges Kunstleben. Besonders widmet der Regent des Landes, Erbprinz Heinrich XVIII. von Neuch J., sein ganzes Interesse „seinem Theater“. Sein Maecenatium gestiftet die Heranziehung bestmöglicher Kräfte. Während im November veranstaltet er Wagnerfestspiele mit Bayreuther Besetzung unter Dr. Müds genialer Leitung und unter Teilnahme des Berliner Operndirectors und erster Solisten, wie Professor Dr. v. Wary-Dresden, Marie Wittich-Dresden, Elisabeth Boehm von Endert-Berlin usw. Die Geraer fühlen sich völlig erwachsen mit ihrem Theater und nehmen regen Anteil am Wohl und Wehe jedes Mitgliedes. So genoz auch Paula Naumann das allgemeine Interesse, künstlerisch wie persönlich.

Gerade dies scheint ihren tragischen Entschluß mitbestimmend beeinflusst zu haben. Kaum ganzig Jahre alt, wirkte sie seit etwa drei Jahren am Geraer Hoftheater, von der Presse und dem Publikum gleich günstig beurteilt.

Vor einem Jahre etwa trat sie zu einem Geraer Millionärssohn, dem Fabrikanten Otto Walter Feistkorn, in Beziehungen, die durch die Heirat ihre Sanction erhalten sollten. Es gibt aber in Gera nicht viele Wege, die Liebende ungehindert betreten können, und so waren diese Beziehungen bald in aller Munde. Als Herr Feistkorn nun die Vorbereitungen zur Heirat ernstlich betrieb, da trat Feistkorn senior, Stridgarnfabrikant und Vorstand einer Aktiengesellschaft, dazwischen und erklärte kategorisch, „eine Schauspielerin könne niemals seine Schwiegermutter werden“. Was für ein Maximum unsozialer Empfindens und plutokratisch-feudaler Engberzigkeit tut sich hier auf! Ihr Opfer ward auch Paula Naumann.

Aber freilich, der feudale Industrieherr glaubte, die Wunde, die er geschlagen, auch wieder heilen zu können, und natürlich mit dem, das ihm am ehesten zur Verfügung steht: mit Geld! Er bietet der Künstlerin 100 000 Mark „Abfindungssumme“, wenn sie von seinem Sohne lasse! Er glaubte also, tiefe Herzensneigung mit Geld ablösen zu können, wie etwa eine — Stridgarnaktie.

Natürlich wies die zudem selbst vermögende Künstlerin dieses schimpfliche Angebot mit Entrüstung zurück und erklärte, daß sie von dem Manne, den sie aufrichtig liebe, nicht lassen werde.

Da sucht Feistkorn Vater nach stärkeren Trümpfen. Er behauptet, daß sein Sohn selbst, nach der Vater mit einem sehr reichen Mädchen verheiratet will, den Wunsch habe, sich von ihr loszulassen, und daß der Gedanke der „Abfindungssumme“ von diesem selbst ausgegangen sei.

Fräulein Naumann besah diesem Vorgehen gegenüber nicht die genügende Fassung, die Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung zu prüfen. Mit ihrer Widerstandskraft war es vorbei. Sie glaubte, die brennende Schmach, die ihr angetan, nicht anders fähnen zu können, als durch den Tod. Eine Aussprache mit dem Geliebten verhinderte der Vater, so griff sie denn zum Revolver und erschloß sich.

Feistkorn senior hat „gesiegt!“ Und wieder meldet der Telegraph etwas von Herrn Feistkorn senior, und wieder verteilt er metallische Gaben: just am selben Tage, wo Paula Naumann andere Bretter umgeben, als die, die ihr die Welt bedeuteten, beschließt die Firma Gebrüder Feistkorn, Stridgarnfabrik A.-G. zu Gera-Neuch, 18 Prozent Dividende zu verteilen.

Bei 18 Prozent Dividende kann man die tiefsten und heiligsten Empfindungen eines Menschenherzen zum Gegenstande eines Geldgeschäfts machen; es kostet ja nur kumpige 100 000 Mark!



### Allerlei.

Telephon-Nummer als Telegrammadresse. In ihrem zielbewussten Bestreben, die Verkehrsmittel der Post immer mehr auszubauen, hat die englische Postverwaltung einen neuen Schritt unternommen, der manchen andern Ländern als Vorbild dienen könnte. Bei der Bedeutung des Telephonverkehrs im modernen Leben empfindet man es oft schmerzhaft, daß man bei Aufgabe eines Telegramms nach einer größeren Stadt fast die Hälfte der zur Verfügung stehenden zehn Worte zur Angabe der Adresse verwenden muß. Wenn der Name sehr verbreitet ist, muß man den Vornamen hinzufügen, muß die Straße angeben, die Hausnummer, viele Straßen mit langen Namen gelten als Doppelworte usw. Der Handel be-

steht in der Telegrammadresse ein Stillschreiben, das jedoch gebührenpflichtig ist; die Entrohung der abgelegenen Adresse muß bezahlt werden. In England mußte der Firmennachbar für eine Telegrammadresse 20 M. jährlich bezahlen. Diese Einrichtung wird jetzt erleichtert und von allen Gebühren befreit, und zwar hat die englische Postverwaltung ein sehr einfaches Auskunftsmittel gefunden: künftig wird im englischen Telephonverkehr die Telephonnummer als Telegrammadresse gelten. Der Generalpostmeister hat die Einführung dieser willkommenen Verkehrsvereinfachung bereits im Unterhause angefündigt. Die Behörden gegen den mit dieser Vereinfachung der Adressen verknüpften Einnahmeausfall hat die Postverwaltung mit der richtigen Erwägung widerlegt, daß jede Postverbilligung erfahrungsgemäß eine Verkehrssteigerung mit sich bringt, der in kurzer Zeit den Ausfall wieder einbringt. Zugleich aber nimmt man, und wohl nicht mit Unrecht, an, daß die Zahl der Fernsprechteilnehmer durch diese neue Vereinfachung wachsen wird, da, wie gesagt, die Benutzung der Telephonnummer als Telegrammadresse völlig gebührenfrei ist.

Die elektrischen Wellen zwischen dem Eiffelturm und Nordafrika. Die vergrößerte Station für drahtlose Telegraphie auf dem Eiffelturm ist von mehreren Astronomen der Pariser Sternwarte dazu benutzt worden, den Unterschied der geographischen Länge zwischen diesem Punkt und dem Hafen Wixerta in Tunis festzustellen. Es ist zwar, wie der „Alln. Volksz.“ geschrieben wird, nicht das erste Mal, daß die elektrischen Wellen für eine solche Aufgabe verwertet worden sind; noch nie aber ist ein solcher Versuch für eine so große Entfernung gemacht worden, die in diesem Falle rund 1800 Kilometer beträgt. Zwischen beiden Orten wurden mehrmals hintereinander in genau bestimmten Zeitabständen elektrische Signale ausgetauscht und durch das Telephon aufgenommen. Das Eintreffen der Signale wurde mit den feinsten Chronometern festgelegt. Daraus ergab sich der Zeitunterschied, und aus der Abweichung der Ortszeiten zweier Punkte läßt sich der Unterschied der geographischen Länge durch einfache Umrechnung bestimmen. Das Unternehmen hat noch einen besonderen Wert für die Ermittlung der Geschwindigkeit des elektrischen Stromes. Nach den in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften erstatteten Angaben hat sich die Zeit der Uebertragung der elektrischen Wellen zwischen Paris und Wixerta zu 1/1000 Sekunde ergeben. Daraus ist zu schließen, daß die elektrischen Wellen etwa mit derselben Geschwindigkeit reisen wie das Licht.

Niesige Zeitungsauflagen. Der in Paris erscheinende „Petit Parisien“ hat die stärkste Auflage der Welt, nämlich 1 400 000 (täglich); ihm folgen das „Petit Journal“, das „Journal“ und „Le Matin“ (letzteres 800 000), „Croix de Paris“ 300 000, „Excelsior“ 180 000, „Echo de Paris“ 175 000, „La Petit Republic“ 125 000 und die „Illustration“ 115 000. Mit Ausnahme des „Petit Parisien“ und der englischen „Daily Mail“ hat keine andere europäische Zeitung eine Auflage von einer Million; einige deutsche Zeitungen haben Auflagen von 300 000 und 400 000; darunter der „Wahre Jakob“ mit 350 000 und die „Berliner Morgenpost“ mit ebenfalls 350 000.

Ein Prozeß gegen die Vorhebung. Einen Prozeß gegen die „Vorhebung“ hat ein Gastwirt in Stroudsbrough in den Vereinigten Staaten beim dortigen Gericht angestrengt. Ein Methodistprediger ist von dem Besitzer einer Kneipe, die der Blitz zerstört hat, auf 200 000 Mark Schadenersatz verklagt worden. Der Kläger behauptet, daß der Pastor als „Vertreter der Vorhebung“ für das Unglück verantwortlich sei. Der Apostel hatte den Bau einer Kneipe, die dicht neben seiner Kirche entstand, nicht verhindern können. Das erfüllte ihn selbstverständlich mit gewaltigem Zorn. An einem Sonntag rief er, auf der Kanzel stehend, den Fluch des Himmels auf Kneipe und Kneipwirt herab. Tags darauf ging in Stroudsbrough ein furchtbares Gewitter nieder. Ein Blitz fuhr in den Dachstuhl der Kneipe und bald stand das ganze Haus in Flammen. Der Pastor und die als „Sachverständigen“ benommenen Theologen des Kreises behaupteten, daß die Diener Gottes für die Handlungen der Vorhebung nicht verantwortlich zu machen seien. Man sieht in Amerika dem Ausgang dieses Prozesses mit Spannung entgegen.

Ein Teufelsbeschwörer. Aus Niedlingen (Württemberg) wird der „Alln. Volksz.“ geschrieben: In Seckitz am Federsee spukte es längere Zeit ganz gewaltig in dem Anwesen eines begüterten Bauers. Bei Nacht wurde heftig an die festverschlossenen Türen geschlagen, während es im Innern der Gebäude, namentlich in Kisten und anderen Möbelstücken, furchtbar rumorte. Zuerst versucht es der Geängstigte mit dem Ortsgeistlichen, dessen Können und Wissen als Exorzist sich aber gänzlich fruchtlos erwies, indem trotz Benedizierens Teufel und Hezen sich in ihrem Unwesen durchaus nicht stören ließen. Der Bauer ließ daher einen Teufelsbeschwörer, der schon erfolgreicher gearbeitet hatte als der Pfarrer, kommen.